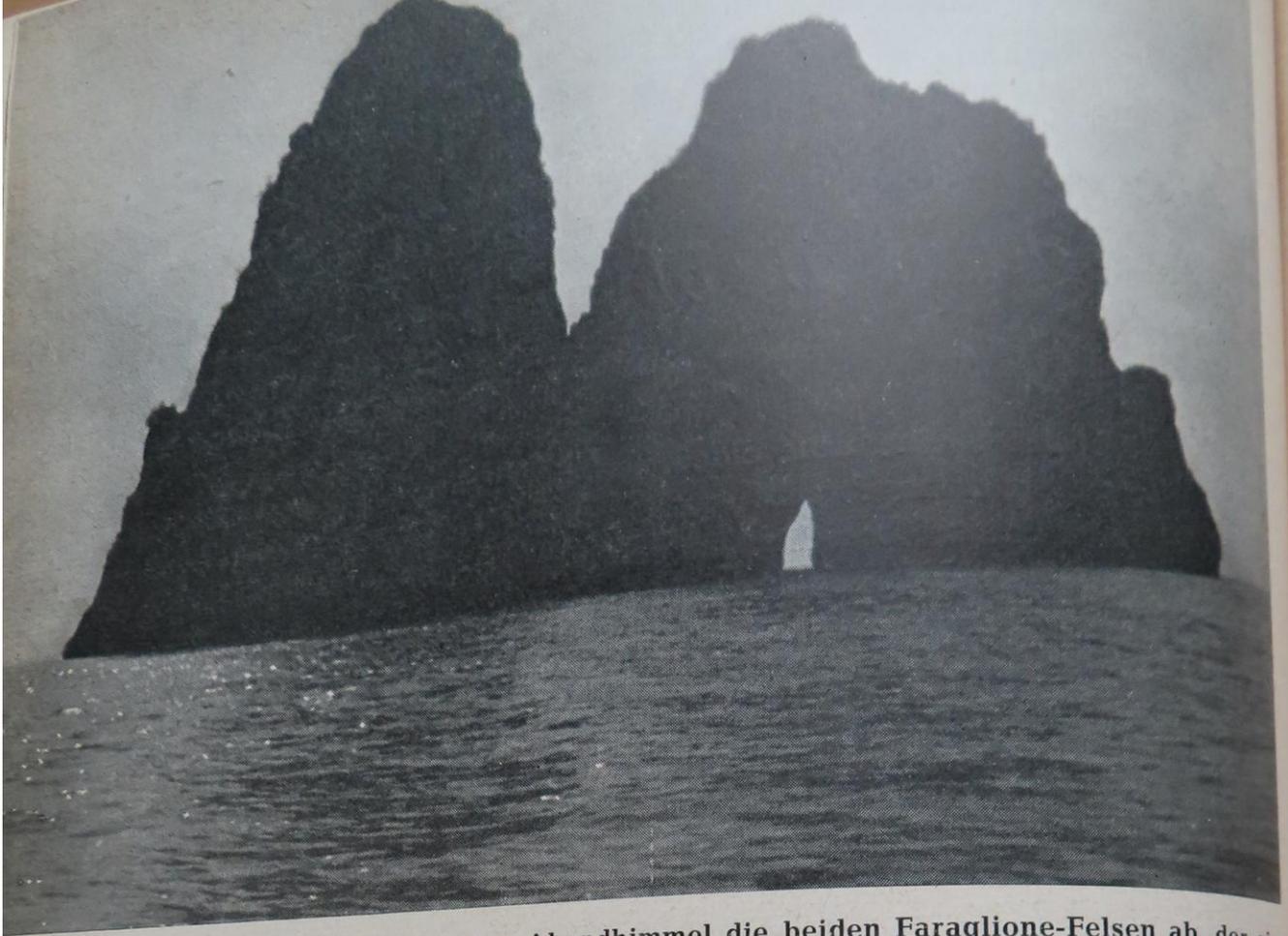


**DER GUTE
KAMERAD**

Jagd auf die blaue Eidechse

„Wissen Sie, daß es eine blaue Eidechse gibt?“ Ungläubig sah ich auf den Frager, der soeben braungebrannt aus Italien zurückgekehrt war und mich im zoologischen Institut besuchte, um mir Fische aus dem Albanosee zu bringen. „Sie wissen doch“, fuhr der Mann fort, „daß zweihundert Meter vor der Küste von Capri zwei steile Felstürme aus dem Wasser ragen, die Faraglione-Inseln. In Capri gibt es eine Sage, daß niemand auf diese Felsenriffe hinaufkommen könne. Ein Fischer, der dies einst versucht habe, sei von einem bösen Geist, welcher da oben in Gestalt einer blauen Eidechse wohne, die steilen Klippen hinabgestoßen worden. Seither habe es keiner mehr gewagt.“ Mir kam die Geschichte recht merkwürdig vor, und ich fragte den Tierfänger, was er selbst davon halte. Er zuckte die Achseln: „Es soll auf den beiden Felsen tatsächlich eine wunderbar blau gefärbte Eidechse vorkommen. Ich war selber dort, aber — auf diese Felsen kommt man unmöglich hinauf!“

In mir erwachte sofort der brennende Wunsch, diesem Geheimnis auf die Spur zu kommen. So durchstöberte ich die Bibliothek unseres Instituts, um vielleicht einen Hinweis auf die Existenz dieses Tieres zu erhalten. Tatsächlich fand ich zwei Bücher, die darüber berichteten. Eines davon behandelte die Färbung von Eidechsen. Es wies auf die Tatsache hin, daß viele dieser Tiere eine ganz andere Farbe zeigen, sobald sie auf Inseln wohnen. Nirgends jedoch, so las ich, tritt diese seltsame Erscheinung so kraß zu Tage wie bei der blauen Eidechse von Capri. Auf dem Festland kommen nur grün, braun und schwarz gefleckte Tiere vor; auf den beiden vorgelagerten Faraglione-Riffen aber sind sie leuchtend blau gefärbt. Seit jene Felstürme nämlich durch einen Einbruch des Meeres vom Festland abgetrennt wurden, leben diese Tiere dort völlig isoliert. Ein so auffallender Farbumschlag bei einer räumlichen Entfernung von nur zweihundert Meter hat seinesgleichen nirgends auf der Welt. In dem Buche hatte man auch einige Erklärungen dafür. Manche vermuten, daß die Blaufärbung durch die intensive Sonnenbestrahlung auf den fast schattenlosen Felsen verursacht worden sei. Andere glauben, daß die Tiere eine außergewöhnliche Ernährung hätten; auf den Felsen gäbe es nämlich kein richtiges Futter, und so müßten die Eidechsen Salzwasser trinken,



Düster heben sich gegen den Abendhimmel die beiden Faraglione-Felsen ab, der einzige Ort der Welt, an dem blaue Eidechsen vorkommen. Nur wenige Menschen haben diese Tiere hier in ihrem Lebensraum beobachten können.

Phot. Abei

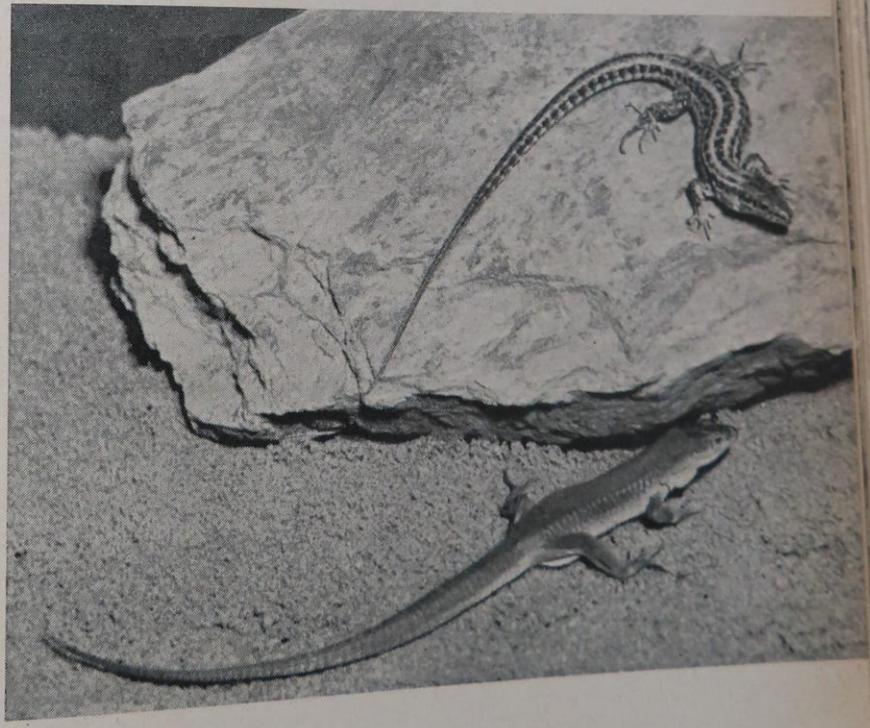
Pflanzen fressen und mit Parasiten der Möven oder sogar mit Vogelkot ihr Auslangen finden. Und das habe eben im Laufe der Jahrhunderte die Blaufärbung verursacht. Wieder andere wollen sie sogar auf die blauen Blumen zurückführen, die dort wachsen sollen und denen sich die Eidechsen in der Farbe angeglichen hätten.

Wie diese Tiere wirklich auf den Felsen leben und welche Zustände da oben herrschen, davon wußte niemand zu berichten. Der Grund hierfür wurde mir klar, als ich das zweite Buch durcharbeitete. Dort stand zu lesen: „Der Fang der blauen Faraglione-Eidechse wird durch italienische Fischer betrieben, welche die steilen, Capri vorgelagerten Faraglione-Blöcke — den Aufenthaltsort dieser Eidechsen — erklettern. Freilich kann dieses Unternehmen nur bei völlig ruhiger See ausgeführt werden, und auch dann ist es noch mit Lebensgefahr verbunden, denn die steil ins Meer abfallenden Felsen spotten bei unruhiger See jedem Landungsversuch.“ Nun leuchtete mir auch die Sage von Capri ein. Wahrscheinlich war einmal ein Fischer bei einer solchen Gelegenheit abgestürzt, und seitdem spukt die blaue Eidechse als böser Geist in den Gehirnen der Leute.

So war es nicht nur die Abenteuerlust, welche mich mit meinem Gefährten nach dem sonnigen Süden trieb, um den Versuch einer Besteigung der Felsen „Blauen“ zu gewinnen.

Es war ein mühevoller Transport, als wir Ende August 1951 mit wenig Geld in der Tasche und vielen Konserven im Rucksack, mit Schlauchboot, Koffer und Zelt nach unserem vorgesehenen Lagerplatz am Golf von Neapel wandten. Wenige Tage später ist der große Augenblick gekommen: klopfen den Herzens sehen wir an Bord der „Sorrento“ Capri entgegen, das langsam aus dem Meere aufsteigt.

Capri selbst gleicht einem Rummelplatz. Touristen aus aller Herren Länder schieben sich die engen Gäßchen entlang und fallen wie die Heuschrecken in den Kaufläden ein, welche all die bunten, lustigen und — teuren Andenken an die „Zauberinsel“ dem sensationshungrigen Reisenden anbieten. So verückt man sich hier auch zu kleiden gewohnt ist, fallen wir mit unserer Kurzledernen, den Kletterschuhen und dem Schlauchboot doch unangenehm auf, und unter dem mitleidigen Lächeln der Bevölkerung beginnen wir ein Spießrutenlaufen quer über die Insel und haben kaum einen Blick für deren Schönheit. Die zunehmende Hitze treibt uns die Serpentina am Südhang in raschem Tempo hinunter — und plötzlich stehen sie groß und mächtig vor uns: die beiden Faraglioni, die Felsen der blauen Eidechse, die Bastion, welche wir erobern wollen! Fast gierig tastet unser Auge über Wände, Flan-



Das ist die Eidechsenart, die auf Capri und dem gegenüberliegenden Festland zu Hause ist: die Süditalienische Mauereidechse (oben ein Weibchen, unten ein Männchen). Doch von der blauen Farbe der Faraglione-Eidechse hat sie nichts an sich. Phot. Natur und Volk

der ein-
en haben
Phot. Abel

ihr Aus-
e Blau-
Blumen
in der
nde da
wurde
: „Der
er be-
den
Unter-
ist es
Felsen
r auch
er sol-
böser

ken und Kanten. Was wir sehen, gibt uns wenig Mut: glatter, senkrecht ins Meer abstürzender Fels! In gedrückter Stimmung und schweißgebadet beziehen wir unser Quartier — eine geräumige Höhle, die von Fiebertücken wimmelt . . .

Eine halbe Stunde später stehen wir zu einer ersten Erkundung am wildzerhackten Felsstrand, über den weißer Gischt sprüht, und versuchen schwimmend offenes Wasser zu erreichen. Endlich haben wir die Brandung überwunden und schaukeln auf den Wellen, die gewiß ein bis zwei Meter hoch sind. So dauert es lange, bis wir die Felsklippen erreicht haben. Am ersten Turm, der in der Mitte einen gewaltigen Durchbruch aufweist, geht es kopfschüttelnd vorbei — da gibt es kein Hinauf. Der Seegang zwischen den Felsen ist ganz beträchtlich. Die riesigen Wellen bäumen sich in der Enge, und der Sog des zurückflutenden Wassers entblößt den Fels mit einem schaurig schmatzenden Geräusch.

Der äußere Faraglione ist womöglich noch glatter als sein nördlicher Nachbar und auch ein gutes Stück höher. Mit den Wellen auf- und abtanzend, schwimmen wir um den Giganten herum. Da, an der Südseite, eine schwache Kerbe im Gestein! Weiter oben scheint auch der Fels einigermaßen gangbar zu sein, obwohl die Wand so gerade hinaufstrebt, daß sie uns auf den Kopf zu fallen droht. Immerhin, ein Weg ist gefunden, und gut gelaunt schaukeln wir zurück zu unserer Höhle.

Nach einer schlaflosen Nacht — die verdammten Mücken! — wird am nächsten Morgen der Rucksack gepackt und das Schlauchboot aufgepumpt. Auch Kletterzeug und zwei Kameras werden mitgenommen. Das Boot hoch über den Köpfen haltend, balancieren wir die Felsen hinunter und setzen unsere gelbe „Knackwurst“ aufs Wasser. Mit den ersten Sonnenstrahlen stechen wir in See.

An der Südseite, die noch im Schatten liegt, finden wir sofort unsere Kerbe wieder. Aber wie hinaufkommen? Aufrecht im Boot stehend, klammern wir uns an den glatten Fels, aber unter uns sackt das Boot mit den Wellen metertief ab. Hinunter, hinauf! Das Boot dreht sich, treibt ab, dann wieder zieht es der Sog an den unterwaschenen Felsen und scheuert es daran mit aller Gewalt entlang. Nach einer halben Stunde Kniebeugen und Fluchen fassen wir endlich Fuß. Die Ruder werden versorgt, der Mauerhaken zur Bootsbefestigung fährt ins Gestein, und wir seilen uns an. Mein Kamerad nimmt den Rucksack, ich klettere voraus.

Senkrecht türmt sich vor uns die Wand aus messerscharfem Kalk. Der Fels ist viel schwieriger, als wir von unten vermutet hatten, und stellt eine erstklassige Kletterfahrt in Aussicht. In etwa fünfzehn Meter Höhe treffen wir auf Vegetation: kleine Grasbüschel, eine Wacholderart und — statt des Edelweiß — ab und zu eine ausgewachsene Kohlrübel! An einer ganz schmalen Leiste geht es die Wand hinauf. In fünfzig Meter Höhe stoßen wir auf ein

Da! Da ist
lockt, und
Sonnenstr

knapp z
ist. Hier
wenigen
Wandstü
schiebe
schneidu
zen seh
luftig is
fährten.
Stelle s
Und
meine
kurze
Da
über d
die Wa
Diese
geht ü
getroc

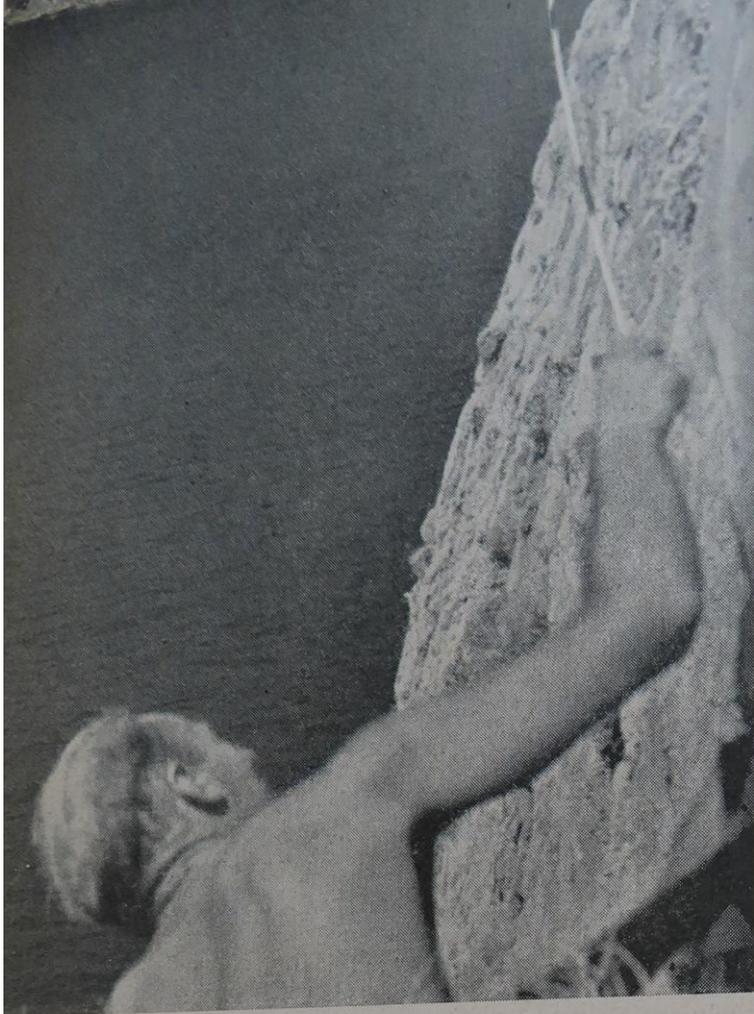


Da! Da ist eine Blaue! Die Sonne hat sie aus ihrem Versteck hervorge-
lockt, und nun genießt sie, breit ausgespannt, die belebende Wärme der
Sonnenstrahlen. Jetzt heißt es schnell und doch vorsichtig handeln.

knapp zwei Meter breites Band, das mit krautigen Stauden dicht bewachsen ist. Hier kann man „bequem“ gehen. Allerdings hört dieses Idyll schon nach wenigen Metern wieder auf: wir stehen vor einem unbegehrbar aussehenden Wandstück. Doch unser Ehrgeiz ist übermächtig. Also hinauf! Vorsichtig schiebe ich mich zentimeterweise weiter, auf eine griffarme, senkrechte Verschneidung zu, die zu allem Überfluß mit einem Überhang endet. Beim Spreizen sehe ich zwischen den Beinen hindurch tief unten das Meer. Verdammte Luftig ist es hier oben! Auf dem Vorsprung sitzend, sichere ich meinen Gefährten, der nun das schwierige Stück angeht. Ob er mit dem Rucksack diese Stelle schaffen wird? Doch er kommt schneller, als ich dachte.

Und es geht wieder weiter, immer gerade hoch. Der Fels ist oft brüchig, meine Handschuhe sind zerfetzt und meine Beine blutig geschunden. Die kurze Lederhose anzuziehen war ein schwerer Fehler!

Da hängt eine Seillänge unter dem Gipfel, in etwa neunzig Meter Höhe über dem Wasser, eine drei Meter lange Felsplatte wie ein Dachziegel über die Wand hinaus, absolut grifflos, aber mit Zacken versehen wie ein Reibeisen. Diese Stelle ist nur mit Druck und Reibung zu überwinden. Ein langer Blick geht über meine nackten Knie und ein noch längerer Fluch über meine ausgetrockneten Lippen. Da hinaufrobben, auf diesen Messern? Niemals! Noch



Behutsam taste ich mit meinem Fangstock nach einer der Blauen, die ein wenig abseits auf einem winzigen Felsvorsprung sitzt. Für einen Blick hinüber zur Küste von Capri ist jetzt keine Zeit.

einmal schaue ich nach dem nahen Gipfel und kehre dann schweren Herzens um. Schade, wir hätten diesen Gipfel verdient gehabt.

Die Sonne glüht auf die Felsen, in die wir Haken hineintreiben, um uns daran abzuseilen. Rasch gleiten wir am Seil die lotrechten Wände hinab. Tief unter uns leuchtet das Meer, auf dem die Fischerboote wie winzig kleine Nußschalen tanzen.

„Da — eine blaue Eidechse!“ Ich schreie es aufgeregt hinaus. Das Tier huscht blitzschnell über den glatten Fels auf das Grasband hinab. Vorsichtig folgen wir. Auf dem Felsvorsprung machen wir eine Stunde Rast, und in dieser Zeit zählen wir sechs Eidechsen, herrliche, dunkelblaue Tiere, die leider furchtbar scheu sind. Mein Fanggerät — ein Stock mit einer feinen Drahtschlinge — will in den krautigen Stauden nicht zum Erfolg führen.

Vergessen sind Durst, Hunger und Müdigkeit. Während ich mich vergebens mühe, eines der Tiere habhaft zu werden, studiert mein Freund genau die Umgebung. Schnecken sind reichlich vorhanden, Fliegen und Käfer auch. Nur die Heuschrecken des Festlandes fehlen. Im Humusboden gibt es Ameisen und Asseln, und der Boden ist feucht.

Da klingt ein Jodler hoch über dem Meer von Capri: Ich habe eine! Eine Blaue! Endlich!

Endlich habe ich eine in der Drahtschlinge! Nun gilt es, mit kurzem, aber doch vorsichtigem Ruck zuzuziehen. Um ein Haar wäre sie mir dabei in letzter Sekunde noch ent schlüpft. Eine kostbare Beute!



Glückstrahlend verstauen wir die kostbare Beute lebend in einem mitgebrachten Behälter, so daß sie keinen Schaden leiden kann. Und nun fühlen wir auch wieder die drückende Hitze. Hinunter mit uns, wir können ja morgen wiederkommen!

Was wir drunten als erstes sehen, ist ein zerrissenes Schlauchboot. Der Farglione hat sich gerächt. Fels und Wellengang haben das Vorderteil durchgescheuert, das nun schwappend im Wasser hängt. Da uns nichts anderes übrig bleibt, springen wir hinein in diese schäbige Arche Noah. Mein Gefährte sitzt bis zum Bauch im Wasser, und ich knie auf den seitlichen Luftsäcken, die noch genügend tragen, und balanciere den Rucksack über dem Kopf, denn die Kameras und die „Blaue“ — unsere beiden wertvollsten Besitztümer — sind unbedingt trockenheitsliebend.

Hilflos treiben wir auf den Wellen. In höchster Not bemerkt ein Motorboot unsere Zeichen mit dem Ruder; es kurvt heran, und kräftige Arme ziehen uns an Bord. Die Besatzung wundert sich über unser Aussehen und noch mehr über unsere gute Laune. Aber wir sind fröhlich, denn die Kameras und die „Blaue“ sind gut durchgekommen — und wir schließlich auch. Darum werden wir uns jetzt eine Flasche Capriwein leisten und viel Wasser dazu, denn das kriegt man umsonst.